Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 78 (1952)
Heft: 39

Artikel: Zeitloses
Autor: Kobel, Alfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-491689

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZEITLOSES

Vignetten von Alfred Kobel

Sie war Witwe. Offizierswitwe. Traditionsgemäß lebte sie stolz und unnahbar und erzog ihren Sohn. Zum Offizier natürlich. Das war Familientradition: Söhne wurden Soldaten, Offiziere. Nicht zum Kriegführen. Nur so, weil es sich so gehörte, und weil es sehr hübsch war.

Sie war sehr stolz auf ihn, auf ihren Sohn. Vielleicht ein wenig auch auf seine neue blendende Uniform; doch das kann man ja nie so genau wissen bei Müttern.

Wie die Frau Baronin X die Silberplatte mit den kleinen Kuchen darauf herumzureichen pflegte, so präsentierte die Witwe ihren Sohn samt Uniform und nahm mit vorsichtigen Fingern einen hellen Faden vom Rever, den der Schneider wohl übersehen hatte.

Sie führte ihn spazieren durch Parkanlagen, wie es vor Zeiten seine Kinderfrau schon mit ihm getan hatte. Damals trug er manchmal einen Helm aus goldgelber Pappe. Heute glänzte ein langes Etwas an seiner Seite, das manchmal an das Kleid der Mutter schlug. Offiziersdegen nannte man das. Er hatte keinen bestimmten Zweck an einem friedlichen Sommertage. Er gehörte nur einfach so zur Uniform und sah recht fesch aus.

Sie verstand ihn nicht.

An dem Tag nämlich, da er die schillernde, glitzernde Offiziersuniform über den Stuhl warf und sich Jacke und Hose anzog, wie sie von den vielen Soldaten getragen wurden, die seit Tagen Bahnhofshalle und Straßen überfluteten. Trotz Achselstücken und Sternen am Kragen war er — von der Ferne gesehen — nicht von den gewöhnlichen Soldaten zu unterscheiden. Und das verstand sie nicht, und sie fühlte sich um etwas betrogen und war beleidigt. Sie begleitete ihn nicht zum Bahnhof. Sie nahm das verschmähte Kleidungsstück vom Stuhl und legte Seidenpapier und Mottenkugeln zwischen den prächtigen Stoff, und verpackte es.

Sie hatte jetzt nicht mehr viel von ihrem Sohn: auf dem Wäscheschrank, in einem grauen Karton, seine Bleisoldaten; einen Helm aus goldgelber Pappe; ein Maschinengewehr aus Blech und beides schon etwas zerdrückt; im Keller stand das Dreirad, von dem sich die rote Farbe abblätterte und auf dem Boden, in Seidenpapier und Mottengeruch, die Uniform; im Schlafzimmer hing ein großes Doppelbild, umrahmt mit Goldverzierungen; links das Bild, das war ihr Mann, rechts ihr Sohn ... der alte und der junge Offizier.

Sie erschrak fürchterlich.

Sie hatte sich angestellt nach der Wochenration Fleisch. Sie mußte es jetzt selbst holen, da ihr Hausmädchen in eine Waffenfabrik «verpflichtet» worden war.

Sie wollte es nicht hören, sie wollte dem proletarischen Geschwätz die Ohren verschließen, sie wollte noch immer nicht der Wirklichkeit ins Auge schauen, und doch war es schon klar und deutlich in ihr Bewußtsein eingedrungen: sie hatten zu wenig zu essen, die Soldaten, sie hatten keine warmen Kleider für den Winter, sie bekamen die Munition zu wenig schnell an die Front geschafft und konnten so zu wenig schnell töten. Und dann hörte sie noch, wie eine Frau ein Achtel Fleisch «gutschreiben» ließ für den Mann, wenn er in Urlaub käme.

Sie flüchtete sich in ihr Schlafzimmer zu dem eingerahmten Doppelbild und starrte auf das Bild ihres Mannes und auf das Bild ihres Sohnes, der jetzt zu denen gehörte, die zu wenig Munition hatten, um schneller töten zu können.

Sie verstand nichts mehr. Nicht die Zeit, in der sie einmal gelebt hatte und in der sie ihren Sohn zu einem stolzen Menschen und Offizier erzogen hatte. Nicht die Zeit, in der sie sich heute plötzlich befand. Sie wollte keinen Krieg, und sie hatte ihren Sohn nicht dafür geboren. Doch was hatte sie dagegen, gegen den Krieg, getan?

Sie wünschte sich einen gepflegten Haushalt und ihren Sohn, daß er sie spazieren führt — oder sie ihn —, sie wünschte sich Frieden. Etwas wie Angst umklammerte sie. Sie wollte sich befreien davon. Sie schnürte die Uniform auf, trug sie auf den Balkon in die Sonne und entdeckte zwei kleine Mottenlöcher am Ärmel. Irgendwie suchte sie im Unterbewußtsein nach einer Verbindung von den Mottenlöchern zu dem Krieg. Aber sie hatte schon wieder Angst, sie fürchtete sich vor diesem Gedankenweg und ließ Uniform samt Mottenlöchern in der Sonne hängen.

Sie brachte kein Wort heraus.

Sie stand in der Tür, sah auf ihren Sohn und vergaß, ihn zu grüßen und ihn hereinzulassen. Kleine blaue Flecken waren in seinem Gesicht. Verbrennungen. Das linke Hosenbein war mit schwarzer Schnur zusammengeflickt. «Mutter», sagte ihr Sohn, und da trat sie zur Seite.

Am Abend stellte sie die gebackenen Rüben und die abgezählten Kartoffeln auf die Wärmeplatte und füllte in die alten Burgundergläser einen Saft aus Wasser und Süßstoff gemischt.

Jetzt war wirklich Krieg. Auch für sie, und sie konnte sich der Brutalität dieses einen Wortes nicht mehr entziehen. Auch nicht in ihrem Schlafzimmer, in dem noch immer eine Atmosphäre von Tradition hing. «Tapferkeit vor dem Feind», welch banale Auszeichnung für einen Krieger. Ihr Sohn mit der zerlumpten Uniform, dem verbrannten Gesicht, das war der Krieg. Das war Grausamkeit, Tod, Blut ... Krieg. Krieg, das war ... ja, das war wie die kleinen Mottenlöcher in der Uniform. Krieg war Verfall!

Sie brachte ihn zum Bahnhof.

Sie ließ die Tränen laufen und wischte sie nicht ab. Auf dem Wege vom Bahnhof fühlte sie eine grenzenlose Wut und Ohnmacht zugleich und sie spürte ihre eigene Machtlosigkeit wie einen körperlichen Schmerz. Sie fühlte auch eine Schuld ihrem Sohne gegenüber, doch brachte sie es noch nicht fertig, dieser Schuld Namen zu geben.

Sie lebte sehr einsam.

Müde und seelisch zerschlagen schlich sie am Abend manchmal durch die verdunkelten Straßen und sehnte sich nach ihrem Kind. «Krieg» hämmerte es dann in ihrem Herzen, «Krieg» pochte es in ihren Schläfen. Es war zu spät. Zu spät für sie und die anderen Mütter, die Söhne geboren hatten, die jetzt sterben mußten.

Sie war am Ende.

Sie weinte vor dem Sarg ihres Sohnes und sie konnte nicht begreifen, daß es ein Trost sein sollte, daß er hier bei ihr begraben werden konnte. Andere wurden verscharrt, irgendwo. Ihre Hände drückten die Uniform, die sie ihrem Sohne hatte bringen wollen, und wie ein Uhrwerk, das nicht abzustellen ist, kreisten die Sätze in ihrem Kopf: «... noch guter Stoff, man kann die Uniform noch verkaufen» und «wir haben schon lange Totenhemden aus Papier» ... und dann «Krieg, Krieg».

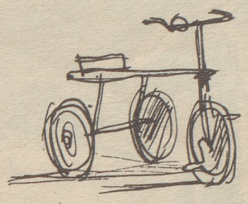
Später holte sie einen Teil ihres Versäumnisses nach und das von vielen Müttern:

«Bleisoldaten», das war kein Spielzeug für ein Kind, und sie schüttete den Inhalt des grauen Kartons in den Abfalleimer.

«Maschinengewehr, Stahlhelm», sie zerdrückte das Zeug ganz und warf es weg.

Glitzernde Uniform? Sie zerschnitt sie in Stücke und verstopfte damit die zerschossenen Fensterscheiben. Der prächtige Bilderrahmen zerbrach nur widerwillig unter ihren schwachen Händen und brannte dann hell auf im Ofen.

Sie kaufte rote Farbe, strich das kleine Dreirad damit an und behielt es. Hella



Ich war in Frankreich

Neben den heute wiederum tadellos funktionierenden Staatsbahnen gibt es auch in Frankreich Lokal- und Nebenbahnen. Sie nennen sich — wenigstens in der Region von Bordeaux — Chemins de fer économiques. Ob dies darum, weil ihre Defizite kleiner sind als die der SNCF? Sicher ist, daß diese Economiques geschickte Propaganda für sich und die Côte d'Argent machen. So geben sie u. a. stark verbilligte Sonntagsbillete aus, die aber nicht wie bei uns lakonisch ‚Sonntagsbillete' heißen, sondern jede Fahrkarte trägt den roten Aufdruck «bon dimanche». Was tut's, wenn im Autorail die Scheibe neben deinem Ohr stundenklang klirrt, weil die Fütterung zerfetzt herunterhängt, — die Eisenbahnverwaltung wünscht dir auf alle Fälle un bon dimanche, und das find ich nett. Das läßt über verschiedene Mängel hinwegsehen.

*

Wir rasen auf schnurgerader Strecke im Autorail durch immense Pinienwälder. Plötzlich vermindert der Maschinist ohne sichtlichen Grund abrupt die Geschwindigkeit. Die ganze Belegschaft macht ‚Rumpfbeugen vorwärts' und nachher ‚Hälse strecken' pour voir ce qui se passe: Eine Gluckhenne lotst ihr Dutzend Kücken über die Geleise einem einsamen Gehöft zu. Wie der Benjamin die letzte Schiene überhüpft hat, heult der Motor auf und weiter geht die rasende Fahrt.

*

Wir fahren im Autorail 1. Klasse. Nicht daß der Wagen besonders feudal ausgestattet wäre, seine Kunstlederpolster sind genau so unbequem wie in der 3. Klasse. Der ganze Unterschied besteht darin, daß der Zug nicht an allen Ecken anhält, sondern von der Küste bis Bordeaux durchfährt. Vor uns sitzt ein steinaltes Bäuerlein, das mit seinen etwas schäbigen Kleidern und dem knotigen Stock gegenüber den übrigen Sonntagsausflüglern stark abfällt. Unsere Vermutung, daß das Mannli aus Versehen in den Zug geraten ist, erweist sich bald als richtig. Es entspinnt sich eine wort- und gestenreiche Diskussion zwischen Controlleur und Bäuerlein, welches sich schließlich umständlich daran macht, in seinen Taschen Geld zusammen zu susuchen, um die Surtaxe zu berappen. Der Controlleur aber kümmert sich nicht weiter darum, statt dessen verhandelt er mit dem Maschinisten, und siehe — an einem gottverlassenen Bahnhöfli hält der Autorail 1. Klasse, das Bäuerlein greift mit knotigen Fingern an sein Beret und verläßt unter dem zustimmenden Schmunzeln der übrigen Fahrgäste den Zug.

Sehen Sie, das sind die französischen Nebenbahnen. Fritz

Lieber Nebi!

Ich absolviere zurzeit meinen diesjährigen WK. Am ersten Abend teilte ich meiner Ordonnanz mit, daß möglicherweise das Bat., Rgt. oder die Brigade in der Nacht anrufen werde, um zu kontrollieren, ob der KP jederzeit telefonisch erreichbar sei. — Als ich mich am Morgen bei der Ordonnanz nach den Geschehnissen erkundigen wollte, lachte er mir treuherzig entgegen: «Die händ mi nüd verwütscht, viermal händs mer welle aalüüte, aber i has nie abgnool» BD

„Es ist nicht so tief wie letztes Jahr!" Copyright by «Punch»